

LITERATUR

Die gnadenlose Zeit

In ihrem fünften Buch widmet sich Judith Hermann wieder ihrem Kerngebiet: Kurzgeschichten. «Lettipark» erzählt von den Unzulänglichkeiten menschlicher Begegnungen.

VON TIMO POSSELT



Beschreibt präzise unser aller Verfall: Schriftstellerin Judith Hermann. FOTO: GABY GERSTER

Es ist dieser verflixte Gegensatz in Judith Hermanns Sprache, der fast jedes ihrer Bücher lezenswert macht: Hermann schreibt in einer Klarheit, die in ihrer Leichtigkeit scheinbar nichts verschweigt und dennoch das Grundlegendste in der Schwebe lässt. So ist das auch in ihrem neusten Band von Erzählungen mit dem Titel «Lettipark». Hermann beweist wiederum, dass sie eine herausragende Stilistin ist – und dennoch kann sie daneben liegen. So wie in ihrem Roman «Aller Liebe Anfang». Mit ihrer charakteristischen sprachlichen Eigenheit und einer aussichtsreichen Ausgangslage liess sie ihr Figurenkabinett am Ende in einer wertkonservativen Platte zusammenfallen. Es war Hermanns erster Roman, und man hätte ihn gerne gemocht.

Chirurgisch genaue Arbeit

Mit «Lettipark» kehrt die 46-jährige Autorin zu dem Genre zurück, das sie beherrscht: Kurzgeschichten. Schon 1998 mit ihrem Debüt «Sommerhaus, später» wurde sie mit solchen vom Fleck weg zu einer international gefeierten Autorin. Inzwischen ist Hermann in zwanzig Sprachen übersetzt und erhielt für «Alice» (2009) frenetische Kritiken in Frankreich und der englischsprachigen Welt. Anders als in «Alice» gibt es in «Lettipark» keine Frauenfigur, die alle Geschichten zusammenhält. Doch auch ohne umspannende Motive zerfällt «Lettipark» nicht. Die Figuren sind mit all ihren Unwägbarkeiten und Zweifeln in wenigen Strichen und doch mit facettenreicher Tiefe gezeichnet. Ihre (inneren) Konflikte entwickeln sie in der Begegnung mit anderen, und schliesslich lässt Hermann die Geschichten in einem Bild voller unklarer Andeutungen enden.

In «Zeugen» begegnen uns Ivo und eine namenlose weibliche Ich-Erzählerin sowie das Paar Samantha und Henry. Ivo und die Namenlose sind verheiratet, doch als sie auf das glückliche Paar Samantha und Henry treffen, ist ihre Ehe bereits fast am Ende. Die beiden Paare verabreden sich in einem Fischrestaurant, und es ist eine für Ivo unerträgliche Situation: «ein Prozedere wie ein Beweis für unsere mittleren Jahre, unsere Schwächen», heisst es in den Worten des weiblichen Ichs. Sie fügt an: «Aber ihm fiel auch nichts anderes ein. Das war das Problem, er hatte auch keine andere Idee.» Hermann seziert auf den folgenden elf Seiten diese Beziehung wie eine Forensikerin, aber an einem lebenden Körper: Sie arbeitet chirurgisch genau, doch die Genesung ist immer nur eine ungewisse Möglichkeit. Die Paare stossen an auf nichts, «sie liessen das offen», wie es heisst, und schliesslich stehen Ivo und seine Frau auf einer schwankenden Brücke: «Ich konnte nur neben ihm (...) stehen und über den Fluss sehen, das schwarze Wasser absuchen, abtasten, nach einem unwahrscheinlichen Funken, einer Möglichkeit.»

Es sind diese grundsätzlichen Unzulänglichkeiten menschlicher Beziehungen, die fast alle von uns kennen und denen sich Judith Her-

mann auch in «Lettipark» annähert. Oft sind es Frauenfiguren, die aus ihrer eigenen Erlebniswelt heraus sprechen. Hermann erhielt einst dafür mit anderen Autorinnen die machoide Bezeichnung «literarisches Fräuleinwunder». Es war die Bemühung, eine literarische Bewegung zu definieren und sie gleichzeitig chauvinistisch abzuwerten. Hermann, aber auch Juli Zeh, Jenny Erpenbeck und Felicitas Hoppe haben sich glücklicherweise nie davon limitieren lassen.

Unser aller Verfall

Liest man sich durch die siebzehn Kurzgeschichten von «Lettipark», fällt vor allem auf, welche grundsätzliche Rolle die Zeit in Judith Hermanns Erzählungen spielt. Es lassen sich drei Tendenzen erkennen. So ist, wenn wir am Anfang einer dieser Geschichten stehen, meist schon Zeit verstrichen. In der Vergangenheit Geschehenes ist unwiederbringlich verloren und schlägt sich ungewiss auf die Geschichten nieder. Zweitens ist die Zeit bei Hermann gnadenlos und schreibt sich in die Körper ein. Mit reduzierter Sprache beschreibt Hermann präzise unser aller Verfall. Und schliesslich ist die Zukunft bei Hermann völlig unplanbar. Vorgenommenes krankt am Jetzt, und Träume scheitern an den Limitierungen der Vorgeschichte. Hermanns Figuren bleibt nichts anderes übrig, als jedes Mal von neuem durch den Sumpf täglicher Mühen zu waten. Dabei wird die Autorin nie bitter im Ton. Stattdessen atmen ihre Erzählungen eine leise Melancholie. Hermann schreibt gegen nichts an und hat niemandem etwas zu beweisen.

Doch einen Dämpfer erhält die Begeisterung für «Lettipark»: In «Inseln» lässt Hermann zwei «farbige Angestellte» auftreten, die sie allen Ernstes «Bumpie» und «Squeekie» tauft. Obwohl «diese schrecklichen Namen» thematisiert werden, lässt Hermann die beiden in der ganzen Erzählung nie sprechen. Nur um am Ende «Bumpie» zuzugestehen, dass er «ein phantastischer Mikadospieler gewesen» sei, «der beste». Es ist nicht das erste Mal, dass Hermann gesellschaftlich marginalisierte Stereotyp darstellt. Doch bei aller Kritik an diesem strukturellen Rassismus – ein literarisches Argument dagegen wiegt am meisten: Durch diese schablonenhafte Darstellung verlieren Hermanns sonst so tiefgründige Figuren ihre Greifbarkeit.

Die Autorin liest am Mittwoch, 14. September, im Literaturhaus in Zürich; am Donnerstag, 15. September, im Literaturhaus in Basel; am Freitag, 16. September, in der Bibliothek Zug und am Samstag, 17. September, im Kleinen Landhaus in Gstaad.



Judith Hermann: «Lettipark». S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2016. 187 Seiten. 30 Franken.

IM AFFEKT

Wenn Frau Weber furchtbar leidet

VON SILVIA SÜESS



So ein Sommer ist ja etwas Furchtbares. Nicht genug, dass man eine unsägliche Hitze über sich ergehen lassen muss, nein, viel schlimmer noch: Man muss die entblößten Körper anderer Frauen ertragen. Und erst noch Körper, die nicht annähernd so knackig sind wie jener von Heidi Klum. Deswegen ist Bettina Weber, Stilexpertin und Leiterin des Ressorts Gesellschaft der «Sonntags-Zeitung», bestimmt auch froh, dass der Sommer nun endlich zu Ende geht. Sie musste wirklich leiden. Da gab es doch tatsächlich Frauen, die sich wagten, Miniröcke zu tragen trotz Cellulitis oder Trägershirts trotz schwabbeliger Oberarme. Und dies, obwohl Frau Weber ihre Leserinnen immer wieder über die Gefahren und Tücken der Mode informiert.

Unter anderem in einem Artikel von Mitte Juli, in dem sie ihre Leserinnen davor warnt, die Sommerkleider aus dem Schrank zu holen, denn: «Der Sommer birgt Gefahren, auch textiler Natur. Transparente Blusen sind gnadenlos. Sie zeichnen ab. Und tragen auf. Im Sinne von: Ihre Speckrollen um die Hüfte, der BH, der einschneidet und dafür sorgt, dass die Haut Wülste wirft.»

Die Idealvertreterin der Grossgattung Frau trägt gemäss Frau Weber keine Foulards.

Und die Autorin kommt zum Schluss: «Der Effekt ist dramatisch.»

Frau Weber kann sich glücklich schätzen. Nicht nur wettertechnisch kommen bessere Zeiten auf sie zu, auch aus der Modewelt erreichen sie gute Nachrichten, wie sie uns jubilierend im «Tages-Anzeiger» wissen lässt: Der Stretch ist endlich wieder out. Zum Glück, denn: «Bei genauerem Hinsehen war er fies. Zwar gutmütig, aber eben auch gnadenlos, weil er den meisten Frauenfiguren keinen Gefallen tat.»

Gespannt warten wir darauf, dass uns Frau Weber den Tschador empfiehlt, würde der doch all die unvorteilhaften Körperstellen grossartig kaschieren. Erstaunlicherweise gratulierte sie jedoch dem Tessin zum Burkaverbot: Denn dank des Verbots merkten diese Frauen, die ihren Gesichtsschleier abnehmen müssen, «wie es ist, als Mensch wahrgenommen zu werden und nicht als gesichtsloses Wesen. Wie es ist, als Persönlichkeit erkennbar zu sein und nicht nur als anonyme Statistin der Grossgattung Frau.» Nur, Frau Weber: Zu einer Persönlichkeit gehören nun mal auch Falten, Speckröllchen und Wülste.

AUF ALLEN KANÄLEN

Stunt in der Nische

Seit einem Jahr zeigt sich das «Filmbulletin» in einem schicken Redesign. Doch jetzt droht eine Kürzung der Fördergelder.

VON FLORIAN KELLER

Sie ist gerade nicht zu beneiden. Dabei hat Tereza Fischer (47) vor etwas über einem Jahr einen beeindruckenden Stunt vollbracht. Sie hat eine publizistische Institution, die vor allem optisch irgendwo in den achtziger Jahren hängen geblieben war, auf allen Ebenen entstaubt. Die Institution heisst «Filmbulletin» und ist die letzte eigenständige Filmzeitschrift der Schweiz. Und das Redesign des Zürcher Grafikbüros Bonbon ist tatsächlich ein Kunststück: Handlicher im Format, wirkt das renovierte «Filmbulletin» gerade im Rückgriff auf eine ältere Titelschrift moderner. Sie habe die Verbindung zwischen Film und Kunst betonen wollen, sagt Tereza Fischer: «Das Heft sollte optisch mehr in Richtung einer Kunstzeitschrift gehen.»

Seit April 2014 leitet die Filmwissenschaftlerin die Geschicke des Magazins. Sie hat dort kein leichtes Erbe angetreten, als sie Walt R. Vian ablöste, der das «Filmbulletin» davor fast ein halbes Jahrhundert lang geprägt hatte. Seinem Anspruch bleibt das Heft weiterhin treu, als Liebhaberobjekt in der cinephilen Nische. Den Schwerpunkt bilden jeweils zwei lange, grosszügig bebilderte Lesestücke, zwischen den beiden steht, was ein Kritiker etwas maliziös die «Durststrecke der Rezensionen» genannt hat. Dank etlicher neuer Rubriken und Kolumnen wirkt das Heft dennoch verspielter, und im Netz hat das «Filmbulletin» jetzt endlich auch einen Auftritt, der diesen Namen verdient.

Mitten im Kreis 4

Andere wichtige Neuerungen bleiben unsichtbar, weil sie hinter den Kulissen erfolgt sind. So hat Tereza Fischer einen Teil der Druck- und Layoutkosten im Budget verschoben, um die Textkosten für die freien AutorInnen anzuhäufen – dies in einer Zeit, wo Honorare praktisch überall gekürzt werden. Dem visuellen Auftritt sieht man diese Kostenumwälzung nicht an, im Gegenteil: Das Spiel mit Filmstills ist im Redesign prägnanter geworden.

Die Auflage ist klein, aber stabil (3000 Exemplare), die Abozahlen sind zuletzt ganz leicht gestiegen (2300, gut ein Viertel davon in Deutschland). Und doch ist Tereza Fischer gerade nicht zu beneiden. Auf die Förderbeiträge der Stadt Winterthur, die das Heft mit jährlich 20000 Franken unterstützte, wird sie künftig verzichten müssen, weil sie mit dem «Filmbul-

letin» letzten Herbst nach Zürich gezogen ist – vom äussersten Stadtrand in Winterthur-Wülflingen, fernab von jedem Kino, mitten hinein in den Kreis 4, auf halber Strecke zwischen den Kinos Riffraff und Metropol. Die Stadt Zürich wird die finanzielle Lücke nicht schliessen, ein entsprechender Antrag wurde abgelehnt, dafür hat der Kanton seinen Beitrag um 10000 Franken erhöht.

Rund zur Hälfte finanziert sich das Heft über die Abos und über Inserate, zur anderen Hälfte durch die öffentliche Hand. So hängt das Überleben des «Filmbulletins» nicht zuletzt vom Bundesamt für Kultur (BAK) ab, das mit jährlich 180000 Franken im Rahmen der «Förderung der Filmkultur» fast vierzig Prozent des Budgets beiträgt. Die betreffende Leistungsvereinbarung, die in der Regel über vier Jahre läuft, wurde zuletzt zweimal nur um ein Jahr verlängert. Das BAK begründet das mit der Übergangsphase, in der sich die Zeitschrift befindet. Die vom Bund eingeholten Gutachten über die geförderten Filmpublikationen empfehlen nun, den Beitrag für das «Filmbulletin» um jährlich 30000 Franken zu kürzen. Stossend daran:

Eine der beiden externen Fachpersonen ist eine Journalistin, die früher regelmässig für das «Filmbulletin» schrieb – und unter Tereza Fischer nicht mehr berücksichtigt wurde. BAK-Filmchef Ivo Kummer sagt auf Anfrage, dass er nichts von diesem Interessenkonflikt gewusst habe. Die betreffende Expertin beruft sich auf ihre vertragliche Schweigepflicht und will sich nicht dazu äussern.

Expansion ins Netz

Derweil weiss Tereza Fischer gerade nicht, ob es ihr Heft bis Ende 2017 noch geben wird. Ihr ist aber auch klar: «Eine Zeitschrift herauszugeben, ist in der gegenwärtigen Medienkrise sowieso schwierig. Ausser vielleicht, man macht ein Yogaheft für Veganer.» Die Auffrischung des «Filmbulletins» auf Papier ist jedenfalls gelungen, die Expansion ins Netz ebenso. Was man sich wünschen würde: dass das Heft jetzt noch lernt, in der Themensetzung auch mal über sein Biotop der Cinephilie hinauszudenken und das Kino vermehrt als Resonanzraum für gesellschaftspolitische Fragen zu begreifen.